

2. Technik denken

2.1 Technik

2.1.1 Methodisch-begriffliches Vorspiel

Die Alltagssprache ist vielfach ungenau und vage; sie weist Ambiguitäten und Unschärfen auf. Die Intension wie auch die Extension von Worten ist nicht klar umrissen, mindestens an den Rändern wird es verschwommen. Wann sprechen wir nicht mehr von »rot«, sondern bereits von »orange«? Wie lange ist ein Boot ein »Boot« und ab wann sollte es eher »Schiff« genannt werden? Einmal bezeichnen wir eine Sitzgelegenheit als »Bank«, ein andermal ein Geldinstitut. Und erst das Verb »sein«; es spielt in den folgenden drei Beispielen eine ganz unterschiedliche Rolle: Ich bin. Cicero ist Tullius. Cicero ist Philosoph.¹ Allerdings sind es gerade diese Vagheiten und Doppeldeutigkeiten, die bestimmte Vorteile mit sich bringen. Nur indem Worte je nach Kontext und Verwendungsweise abweichende Bedeutungen annehmen können, kann ihre Anzahl in einem handhabbaren Umfang bleiben. Und nur indem Worte sich graduell in ihren Bedeutungen wandeln können, kann Sprache sich der sich verändernden Welt anpassen (Deemter, 2012).

Für bestimmte Kontexte wird die Vagheit allerdings zum Problem. Sollen etwa in einer psychologischen Studie die Auswirkung roter Gegenstände im Gegensatz zu andersfarbigen auf die Proband*innen untersucht werden, muss genau spezifiziert werden, was in diesem Fall unter »rot« verstanden wird. Und noch mehr spitzt sich die Situation für die Philosophie zu. Denn – in den Worten Hegels – »[d]ie Philosophie entbehrt des Vorteils, der den anderen Wissenschaften zugute kommt, ihre *Gegenstände* als unmittelbar von der Vorstellung zugegeben sowie die *Methode* des Erkennens für Anfang und Fortgang als bereits angenommen *voraussetzen* zu können« (Hegel, 1830/2019, S. 41). Wenn also Philosophie keinen speziellen Gegenstandsbereich hat und auch keine spezifische

1 Dieses Beispiel ist leicht abgewandelt übernommen von Rapp (2016, S. 23). Im ersten Fall geht es um Sein im Sinne von Existenz; in Fall zwei und drei fungiert das »ist« als Kopula, in Fall zwei steht nach dem »ist« ein singulärer Ausdruck, in Fall drei ein generelles Prädikat.

Methode – zumindest keine naturwissenschaftliche –, bleibt die Frage, wie die Philosophie vorgeht. Da es ihr nicht um gewisse Gegenstände, sondern in erster Linie um unsere Bezugnahme auf Gegenstände geht, gewinnt auch die Weise dieser Bezugnahme selbst an Bedeutung: die Sprache. Philosophie als Wissenschaft hängt damit zentral an einer möglichst exakten und reflektierten Sprache. Die Agenda einer rigorosen Sprachanalyse weckte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Hoffnung, eine ganze Reihe traditioneller philosophischer Probleme dadurch zu lösen, indem sie als Scheinprobleme zum Verschwinden gebracht werden; programmatisch: »Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache« (Carnap, 1931). Nach dem Vorbild der Mathematik und bestimmter axiomatisch vorgehender Naturwissenschaften sollten die Nicht-Idealtäten der realen Sprache beseitigt und eine ideale Wissenschaftssprache entworfen werden.

Dabei zeigte sich jedoch, dass diese Idealsprachen selbst wiederum nur durch die Alltagssprache einzuführen und zu erläutern waren. Zudem wiesen sie nicht haltbare Vereinfachungen und Verkürzungen auf – nicht zuletzt, was das metasprachliche Konzept des Zusammenhangs von Sprache und Welt angeht. Eine einfache Abbildtheorie, wie sie häufig unterstellt wurde, erwies sich als ungenügend. Denn die Dinge der Welt sind nun einmal nicht mit Namensschildern versehen. Eine Bedeutung lässt sich daher nur im Umfeld einer Vielzahl weiterer sprachlicher Bedeutungen verständlich machen. Sprache bildet eine in ihrer Binnenstruktur stark vernetzte Ganzheit, die sich nie komplett von ihrer Lebenspraxis ablösen lässt. Es erfolgte deshalb in der *ordinary language philosophy* eine Hinwendung zur Alltagssprache. Nach dieser Position führt kein Weg am alltäglichen Sprachgebrauch vorbei. Es bliebe zu untersuchen, wie Worte in der realen Sprachpraxis verwendet werden, wie die »Sprachspiele« verschiedener Begriffe zu spielen sind. Und erst vor diesem Hintergrund sei – so die *ordinary language philosophy* – Sprachkritik möglich. Dies ist die Position, die auch heute noch vielfach eingenommen wird.

Mir kommt es darauf an, das Wichtigste beider Position im Blick zu behalten. Eine ideale Sprache ist vermutlich nicht erreichbar. Trotzdem ist auch die Philosophie nicht sklavisch an die Alltagssprache gebunden. Es ist durchaus möglich, sich von alltagssprachlichen Wortbedeutungen zu entfernen. Dies ist zwar immer nur selektiv durchführbar; im Hintergrund steht dabei stets die viel breitere und nie gänzlich adressierbare faktische Sprachpraxis. Es ist jedoch durchaus sinnvoll, um die kontextbezogene Unterscheidungskraft bzw. Differenziertheit zu steigern. In diesem Sinn kommentiert Lambert Wiesing (2015b, S. 78) Kants *Kritik der Urteilkraft*. Kant wolle

darauf hinweisen, dass mit dem Begriff der Schönheit eine Lust an Dingen beschreibbar ist, die sich kategorial strikt von der sinnlichen Lust am Angenehmen unterscheidet – obwohl auch er weiß, dass dieser sprachliche Unterschied im Alltag kaum gemacht wird. Dort wird ausgesprochen oft etwas als schön bezeichnet, was ihm zufolge *angenehm* genannt werden sollte. Doch Kant will in seiner Schrift nicht beschreiben, wie der Begriff des Schönen *tatsächlich* verwendet wird, sondern ihm geht es darum, wie der Begriff sinnvollerweise verwendet werden *sollte*, damit das mit ihm gegebene Differenzierungspotential nicht vergeudet wird.

Und genau darum wird es methodisch auch im Folgenden wiederholt gehen: Begriffe wie »Technik«, »Kunst«, »Modell« und »Fiktion« so einzuführen, dass die für diese Untersu-

chung relevanten Unterscheidungen möglichst klar hervortreten können.² Dabei können diese Verwendungen durchaus von anderen fachlichen oder alltäglichen Diskursen abweichen. Trotzdem sollten Abweichungen natürlich möglichst gering und überschaubar gehalten werden, da jede Deviation von den Üblichkeiten erklärt werden muss und damit den Zugang erschwert.

Entscheidend scheint mir aber: Dies ist eine zeit- und aufwandsökonomische Frage; möglich ist auch die Erklärung von stark abweichenden Begriffsverwendungen. So meinen verschiedene Autor*innen recht unterschiedliche Dinge, wenn sie »Wahrheit« sagen. Frege verwendet »Sinn« und »Bedeutung« abweichend von den heute üblichen Konventionen.³ Habermas versteht »Moral« und »Ethik« anders als viele Denkerinnen und Denker (Hübner, 2018, S. 20–21). Und Foucaults Gebrauch von »Diskurs« weicht deutlich ab von Habermas'. Ähnlich – um gleich auf das nächste Kapitel vorzugreifen – wird auch der Fiktionsbegriff sehr unterschiedlich ausgelegt. Trotzdem – und das ist hier entscheidend – können wir uns sinnvoll darüber austauschen, was bestimmte Autorinnen und Autoren unter »Wahrheit«, »Sinn«, »Bedeutung«, »Moral«, »Ethik«, »Diskurs« und »Fiktion« verstehen. Die Sprachpraxis im Ganzen steht dabei immer im Hintergrund; sie zwingt uns jedoch nicht, einzelne Worte nur in einer bestimmten Art und Weise zu verwenden. Sie erlaubt es auch, besondere oder unübliche Verwendungsweisen zu verstehen und auch selbst von den Üblichkeiten abzuweichen.⁴ Wie gesagt: Eine zentrale Aufgabe der Philosophie ist das saubere Herausarbeiten von Unterschieden. Dies macht es häufig nötig, von der Alltagssprache abzuweichen. Dies ist nie umfassend möglich, kann aber selektiv sinnvoll sein, um Unterschiede in der Sache deutlicher hervortreten zu lassen. Es gilt daher eine Balance zu finden zwischen dem erforderlichen Unterscheidungspotential und einer Ökonomie der Verständlichkeit.

Der skizzierte Gedankengang lässt sich auch noch einmal unter Rückgriff auf die Geschichte einer Metapher illustrieren: die der Schiffsreparatur (Blumenberg, 1979, S. 72–74). Otto Neurath und nach ihm Paul Lorenzen wenden sich damit gegen Carnaps Unternehmen der Konstruktion einer idealen Sprache. Eine solche Konstruktion wäre demnach vergleichbar mit dem Neubau eines Schiffs im Trockendock. Dieser Zustand ist uns jedoch im Falle der Sprache nicht zugänglich. Wir können sie nie komplett neu aus klar definierten Teilen zusammensetzen; Modifikationen sind nur selektiv im fortlaufenden Prozess der Sprachverwendung möglich. Oder im Schiffsbild gesprochen: Reparaturen und Umbauten des Wasserfahrzeuges sind nur auf hoher See und während der Fahrt durchführbar. Neurath: »Wie Schiffer sind wir, die ihr Schiff auf offener See

2 Methodisch ähnlich positioniert sich auch Gabriel (2015, S. 47): »Relevante Definitionen sind nicht bloß sprachliche Abkürzungen, sondern rekonstruieren Eingriffe in den Sprachgebrauch, die eine Neustrukturierung bestehender Inhalte vornehmen.«

3 Weshalb Bertram (2011, S. 81–87) sich des Index' »F« bedient, wenn er Freges Terminologie verwendet, z.B. »Sinn_F«.

4 Die Position, dass es nicht auf die konkrete Wortwahl ankomme, sondern auf die Sache, geht paradigmatisch auf Platon zurück. Im *Charmides* (163d) legt er Sokrates in den Mund: »Ich jedenfalls überlasse es dir, jeden Ausdruck nach deinem Gutdünken festzulegen. Mache dabei nur deutlich, worauf sich jeweils dein Wortgebrauch bezieht. Bestimme also nun noch einmal deutlicher von Anfang an.« (Hier wiedergegeben nach der Übersetzung von Ekkehard Martens.) Eine ähnliche Position vertrat emphatisch auch Karl Popper noch im 20. Jahrhundert.

umbauen müssen, ohne es jemals in einem Dock zerlegen und aus besten Bestandteilen neu errichten zu können. [...] Die unpräzisen ›Ballungen‹ sind immer irgendwie Bestandteil des Schiffes.« (Zit. nach Blumenberg, 1979, S. 73)

2.1.2 Sortierung der Phänomene und Vorschlag eines engen Technikbegriffs

Eine erste Annäherung an den Technikbegriff soll begriffsgeschichtlich erfolgen. Hierfür bietet es sich an, auf Aristoteles zurückzugehen, dessen sprachliche Sortierungen bis heute prägend sind. Das deutsche Wort »Technik« geht aus dem griechischen Substantiv *techne* hervor, welches häufig mit »Kunst« oder »Kunstfertigkeit« übersetzt wird. Es ist zudem mit dem Adjektiv *technikos* (technisch) verbunden. *Techne* ist bei Aristoteles eng mit *poiesis* verknüpft (NE, 1140a).⁵ *Poiesis* bezeichnet die Tätigkeit der Hervorbringung bzw. Herstellung selbst; dagegen umfasst *techne* lediglich das systematische, regelhafte Wissen zur *poiesis*. Künstler bzw. Technikerinnen, sind die Personen, welche zur *poiesis* fähig sind, dabei jedoch auch über die zugehörige *techne* verfügen. Sie sind damit nach Aristoteles als »weiser« anzusehen als die »Handwerker«, welche – qua Erfahrung – nur das »Daß«, jedoch nicht das »Warum« ihrer Tätigkeiten im Blick hätten (Metaph., 981b).⁶ In diesem Zusammenhang ist auch daran zu erinnern, dass im griechischen Bedeutungsfeld von *poiesis* und *techne* Kunst und Technik im modernen Verständnis noch nicht begrifflich unterschieden wurden (Metaph., 980b–981b).⁷ *Poiesis* ist damit ebenfalls der sprachliche Ursprung von »Poetik« und Dichtkunst als *poietike techne*.⁸ Daneben wird *techne* und *episteme*, als wissenschaftliches Wissen bzw. wahres, nicht nur nützliches Wissen, differenziert (NE, 1094a). *Episteme* ist allgemeiner als die *techne* angesiedelt; in ihr geht es um die generellen Begriffe einer Sache (*logos*). Jedoch sind sowohl die *techne* als auch die *episteme* lehrbar, während die reine *poiesis* der Handwerkerin allein durch Gewöhnung (*ethos*) erworben wird (Metaph., 981b). *Praxis* verwendet Aristoteles nur für Tätigkeiten, die ihr Ziel (*telos*) in sich selbst haben, für »Handlungen«. Sie ist damit vom Hervorbringen der *poiesis* unterschieden, bei dem das Ziel im Hervorgebrachten, dem Produkt (*ergon*), liegt (NE, 1094a, 1112a–1112b).⁹ Wobei es sowohl die *praxis* wie auch die *poiesis* auszeichnet, dass ihre Gegenstände auch »anders sein« können, also kontingent sind (NE, 1140a).

Auf dieser Basis will ich nun einen Technikbegriff für diese Arbeit erschließen. Es werden, bereits etwas von Aristoteles losgelöst, Erkennen und Beeinflussen (1), die Objekte der Erkenntnis (2) und die Objekte der Beeinflussung bzw. Gestaltung (3) unterschieden. (1) Erkennen entspricht dabei der wissenschaftlichen Tendenz, also der *episteme*. Beeinflussung fällt dem technischen Pol zu, wobei Technik hier noch im weiten Sinne des Bedeutungsfeldes von *techne* und *poiesis* verstanden wird. Dabei stellt sich die Frage,

5 Die NE wird hier und im Folgenden zitiert nach der Übersetzung von Ursula Wolf.

6 Hier und im Weiteren nach der Übersetzung von Hermann Bonitz.

7 Woran zentral Heidegger wieder anknüpfen wird; vgl. dazu auch Abschnitt 4.3.10 unten.

8 Diese wird von Aristoteles in der *Poetik* thematisiert; ich folge in dieser Arbeit der Übersetzung von Manfred Fuhrmann.

9 Vgl. dazu auch Corcilius (2011, bes. S. 246). Die *poiesis-praxis*-Unterscheidung wurde vielfach aufgegriffen. Sie ist zentral für Hannah Arendt (1958/1998) und auch Gernot Böhme (2008a) sieht darin Ressourcen zur Kritik gegenwärtiger Verhältnisse.